

Die Gewissheit der Ungewissheit

.....

Bernhard Pörksen

Gespräche zum Konstruktivismus

Mit Heinz von Foerster, Ernst von Glasersfeld,
Humberto R. Maturana, Gerhard Roth, Siegfried J. Schmidt,
Helm Stierlin, Francisco J. Varela und Paul Watzlawick

Vierte Auflage, 2018

.....

Vorwort

DIE ZIRKULÄRE WELTSICHT

Als am 1. November 1970 der aktuelle Forschungsbericht des *Biological Computer Laboratory* an der *Universität von Illinois* erscheint, ahnt wohl noch niemand, welche Folgen die hier formulierten Gedanken einmal haben werden. Es handelt sich bei diesem gut 70 Seiten langen Essay mit dem Titel *Biology of Cognition* um ein philosophiegeschichtliches Novum und um ein zentrales Dokument jener Denkschule, die heute Konstruktivismus genannt wird. Der Autor dieses Essays, der chilenische Biologe Humberto R. Maturana, der zu diesem Zeitpunkt in den USA arbeitet, schlägt in einer eindringlichen Sprache vor, den Prozess des Erkennens aus einer biologischen Perspektive zu betrachten. Die Erkenntnistheorie – einst eine zentrale Domäne der Philosophie – wird aus dieser Perspektive zu einer naturwissenschaftlichen Disziplin. Sie erforscht das Denken und Wahrnehmen mit den Mitteln des Experiments und der Empirie und vollzieht den Rollenwechsel in Auftritt und Methode: der philosophische Grübler als Experimentator im Labor. Und wer sich, so Humberto R. Maturana, aus der Sicht eines Biologen mit der Wahrheit des Wahrgenommenen befasst, dem wird unvermeidlich klar, dass er selbst zu den Objekten gehört, die er beschreiben will. Er ist ein lebendes System, das lebende Systeme verstehen möchte. Das Subjekt studiert ein Objekt, das es selbst sein könnte. Die Situation rutscht ins Zirkuläre, geht es doch stets darum, als Wahrnehmender die Prozesse der Wahrnehmung zu verstehen. Man fühlt sich an die mythologische Figur des Ouroboros erinnert: Die Schlange beißt sich in den Schwanz; ein Gehirn erklärt das Gehirn; ein Erkennender erkennt das Erkennen. Das Subjekt ist sich sein eigenes Objekt.

Der Essay Humberto R. Maturanas mündet bereits nach wenigen Seiten in eine Schlussfolgerung und in einen zentralen Satz, der die Grundzüge des Konstruktivismus und damit das Thema dieses Buches erhellt, das als eine Einführung in diese Denkweise in Form von Interviews gedacht ist. Dieser Satz wirkt auf den ersten Blick wie eine Trivialität, enthält aber bei genauerer Betrachtung eine andere Weltsicht. Er lautet schlicht: „Alles, was gesagt wird, wird von einem Beobachter gesagt“¹ (Maturana 1998, S. 25). Entscheidend ist, dass die Existenz einer Außenwelt hier nicht verneint wird; es ist nicht die Äußerung eines Solipsisten, der alles zur Schimäre und dem Produkt des eigenen Geistes erklärt, die hier vorliegt. Ebenso wenig steht sein Autor im Verdacht, ein naiver Realist zu sein. Er glaubt nicht an eine beobachterunabhängige Existenz der Objekte, die sich – ontologisch korrekt – im Bewusstsein eines Erkennenden spiegeln. Die Position Humberto R. Maturanas (und des Konstruktivismus insgesamt) steht für einen mittleren Weg, der sich zwischen den Spielformen des Realismus und den Übertreibungen des Solipsismus befindet: Die Existenz einer Außenwelt wird von ihm und den anderen Begründern dieser Denkschule, die sich mit der Entstehung und Erschaffung von Wirklichkeitsvorstellungen befasst, nicht geleugnet, wohl aber verneinen sie stets die voraussetzungsfreie Erkennbarkeit dieser äußeren Welt. Jeder Akt der Kognition beruht, so nimmt man an, notwendig auf den Konstruktionen eines Beobachters – und nicht auf der punktgenauen Übereinstimmung der eigenen Wahrnehmungen mit einer externen Wirklichkeit. „Alles, was gesagt wird, wird von einem Beobachter gesagt.“

Diese stete Rückbindung des Erkennens an den Erkennenden manövriert diesen unvermeidlich ins Zentrum und macht ihn zum zentralen Thema. Die ontologische Perspektive, die zu der Suche nach unwandelbaren Seinsbeständen verführt, verwandelt sich in eine fundamentale epistemologische Frage: Man kann und muss sich jetzt fragen, wie ein Beobachter beobachtet, was er beobachtet – und findet die Antworten vielleicht in den Experimenten zur Farbwahrnehmung und Gestalterkennung. Man entdeckt sie womöglich in den Prozessen der Reizkodierung und versucht dann zu zeigen, dass das menschliche Gehirn keinen direkten Umweltkontakt

1 Dieser konstruktivistische Schlüsselaphorismus bildet auch den Auftakt des Gesprächs mit Heinz von Foerster.

hat, sondern aus dem ununterscheidbaren Grau einer extern gelieferten Reizquantität intern einen Reichtum der Wahrnehmungen produziert, der lediglich als eine nuancenreiche externe Welt erfahren wird. An anderer Stelle erscheint dagegen *die Wirklichkeit* nicht als etwas, das man allein durch die Hinweise auf die biologische Konstitution des Menschen erklären kann, sondern man begreift ihre Entstehung und Erschaffung wesentlich als ein Ergebnis des Sozialen: Sie ist, so heißt es hier, gesellschaftlich konstruiert und ergibt sich aus dem Gebundensein des Menschen an Gruppen und Geschichte, Orte und Traditionen. Und so lassen sich allmählich die Disziplinen und Fakultäten durchstreifen – und man stößt überall auf die Jahrhundertfrage nach dem Beobachter. Man begegnet ihr in der Quantenphysik und in der Systemtheorie, findet sie in den Werken der Sozialpsychologen und der Wissenssoziologen vor und entdeckt sie unter den Philosophen und den Kognitionswissenschaftlern.

DIE ENTDECKUNG DES BEOBACHTERS

Die ominöse Gestalt des Beobachters, die sich heute gar nicht mehr aus den erkenntnistheoretischen Debatten wegdenken lässt, war jedoch nicht immer gegenwärtig. Sie wurde von einer Reihe von Kybernetikern, Biologen, Psychologen und Kommunikationsforschern – den Begründern des Konstruktivismus – überhaupt erst entdeckt und zum Thema gemacht. Sie gehören heute zu den Stichwortgebern der internationalen Wissenschaftsszene und haben es vermocht, für schwierige epistemologische Fragen ein interdisziplinäres und zunehmend auch öffentliches Forum zu schaffen. Ihre Thesen und Begriffe und die Möglichkeiten ihrer Anwendung im Management, in der Pädagogik und in der Psychotherapie werden heute selbst in Tageszeitungen diskutiert. Zu ihnen gehören – in der Reihenfolge der Beiträge in diesem Band – der Physiker und Kybernetiker Heinz von Foerster, der Psychologe Ernst von Glasersfeld, die Biologen Humberto R. Maturana und Francisco J. Varela, der Hirnforscher Gerhard Roth, der Kommunikationswissenschaftler Siegfried J. Schmidt, die Psychologen und Familientherapeuten Helm Stierlin und Paul Watzlawick. Sie alle haben in Theorien und Modellen, Geschichten und Experimenten dem frühen Erkenntniszweifel der

Skeptiker neue, epochenspezifische Begründungen geliefert. Sie alle vereint die Kritik des Dogmatismus in jeder Form und Gestalt, und sie alle gehören zu den Vorboten einer intellektuellen Kultur, in der die klare Grenzziehung zwischen Natur- und Geisteswissenschaft aufgehoben sein wird. Und doch gibt es – trotz dieser Gemeinsamkeiten – natürlich auch Unterschiede, die die hier versammelten Urväter des Konstruktivismus voneinander trennen. Manche von ihnen beschreiben das Individuum oder sogar das einzelne Gehirn als den entscheidenden Produzenten der Wirklichkeit, andere gehen von der deutlich großformatigeren Einheit der Familie oder der Gruppe, der Gesellschaft oder der Kultur aus. Diese verschiedenen Herangehensweisen lassen sich nicht einfach miteinander verbinden, denn sie basieren auf schwer vereinbaren Prämissen. Einerseits konzentrieren sich die konstruktivistisch argumentierenden Biologen, die Kognitions- und die Hirnforscher vor allem auf das Individuum. Es ist der singuläre und der autonome Beobachter, der hier interessiert. Andererseits betonen die Kommunikationsforscher und die systemisch denkenden Familientherapeuten gerade nicht primär die kognitive Autonomie des Menschen, sondern seine leicht feststellbare soziale Orientierung. Realität entsteht aus ihrer Sicht im Gefüge der Gesellschaft – und das heißt, dass der Einzelne als eine durch diese Gesellschaft und die ihn umgebende Kultur formbare Entität gesehen werden muss. Er beobachtet mit den Augen seiner Gruppe, sieht die Welt vor dem Hintergrund seiner Herkunft und ist eben gerade keine weitgehend blinde Black Box oder eine Monade, sondern in jedem Fall beeinflussbar und extrem empfänglich für Außenindrücke.

Der gemeinsame Nenner der verschiedenen Konstruktivisten, die hier zu Wort kommen, besteht somit vor allem in der Konzentration auf den Beobachter: Er ist der Fixpunkt der verschiedenen Interessen; er spielt, so der Konsens, in jedem Prozess des Erkennens die Hauptrolle. Und trotz aller Unterschiede ist natürlich auch ein solches gemeinsames Forschungsinteresse schon folgenreich, enthält es doch eine neue Einschätzung der eigenen und der fremden Erkenntnisanstrengungen. Es ist vor allem die Bewertung der Beschreibung einer vermeintlich äußeren Welt, die sich ändert: Wenn nämlich das Erkannte strikt an den jeweiligen Erkennenden gekoppelt wird, dann erscheinen Beschreibungen immer auch als Selbstbeschreibungen. Sie offenbaren kognitive Stärken und Schwä-

chen, Vorlieben und Interessen desjenigen, der etwas sieht und wahrnimmt. Der Biologe und Kognitionswissenschaftler Francisco J. Varela, der inzwischen zu einem Kritiker des Konstruktivismus geworden ist,² schreibt in einer seiner frühen Arbeiten über diese womöglich etwas fremdartig wirkende Auffassung von Beobachtungen in genauen Worten: „Indem wir der Welt in ihrem bestimmten So-Sein gewahr werden, vergessen wir, was wir unternahmen, um sie in diesem So-Sein zu finden; und wenn wir zurückverfolgen, wie es dazu kam, finden wir kaum mehr als das Spiegelbild unserer selbst in der Welt und als Welt. Im Gegensatz zur weitverbreiteten Annahme enthüllt die sorgfältige Untersuchung einer Beobachtung die Eigenschaften des Beobachters“ (zit. nach Watzlawick 1994, S. 315). Eine solche Sicht der Dinge hat die unliebsame Konsequenz, dass sie die Sehnsucht nach Gewissheit und Wahrheit unterminiert. Es ist der Anspruch auf Objektivität, der aufgegeben werden muss, gehört es doch zu den Merkmalen einer objektiven Beschreibung, dass die Eigenschaften des Beobachters nicht in diese eingehen, sie beeinflussen und bestimmen. Heinz von Foersters kryptisch-aphoristische Objektivitätsdefinition – ebenso ein Schlüssel-satz des Konstruktivismus und ein Thema des ersten Kapitels in diesem Buch – wird erst vor diesem Hintergrund verständlich: „Objektivität“, so sagt er, „ist die Wahnvorstellung, Beobachtungen könnten ohne Beobachter gemacht werden.“

LOGISCHE UND RHETORISCHE SELBSTWIDERSPRÜCHE

Man kann allerdings nach der Wahrheit dieser und ähnlicher Wahrheiten fragen. Stimmt es, dass der Beobachter stets in seinen Beobachtungen präsent ist und alles von ihm abhängt? Welche Kräfte wirken in der Welt der Objekte? Wann widersetzen sich diese Objekte ihrer Überformung durch unsere Thesen und Theorien? Und wie objektiv ist die Ablehnung objektiver Erkenntnis? Oder drastischer: Ist es in einem absoluten Sinne wahr, dass absolute Wahrheit unerkennbar sein muss? Natürlich lassen sich derartige Fragen nicht und schon gar nicht letztgültig beantworten; sie sind, wie Heinz von Foerster hinzufügen würde, unentscheidbar: Man vermag sie

2 Siehe S. 112 in diesem Buch.

allein für sich zu entscheiden und trägt dann für diesen notwendig individuellen Akt der Entscheidung die Verantwortung. Denn wenn ein konstruktivistischer Autor seine Annahme von der Unmöglichkeit absoluter Wahrheitserkenntnis mit absolutem Wahrheitsanspruch vertritt, dann wird er zu einem Metadogmatiker und verwickelt sich in einen logischen Selbstwiderspruch, der sich auf die Formel bringen lässt: Wenn er Recht hat, hat er Unrecht (und umgekehrt). Schon eine Sprache, die von unpersönlichen (das heißt: scheinbar beobachterunspezifischen) Redewendungen geprägt ist, wird im Grunde genommen ein Problem. Wer als ein konventionell formulierender Wissenschaftler auf Geschichten und Parabeln, kreative Metaphern und die Schilderung eigener Denkerlebnisse verzichtet und wer vor allem das eigene Ich spürbar aus seinen Texten verbannt, der schreibt eine Sprache, die Objektivitätsansprüche zumindest nahe legt. Sie bedingt, wenn sie von Konstruktivisten und anderen Skeptikern gebraucht wird, eine Paradoxie, die man einen *rhetorischen Selbstwiderspruch* nennen könnte: Im Falle des logischen Selbstwiderspruchs sind Aussagen logisch unvereinbar. Mit dem Begriff des rhetorischen Selbstwiderspruchs meine ich dagegen, dass die Art und Weise, die Diktion, die gewählt wird, nicht zu der Aussage, die man trifft, passt. Man legt eine Autorität und einen Anspruch auf Endgültigkeit und letzte Gewissheit nahe, den man eben, bleibt man den selbst formulierten Prämissen treu, gar nicht erheben kann. Man suggeriert die Möglichkeit der Letztbegründung und der objektiven Aussage schon durch die verwendeten Stilmittel – und bestreitet jene jedoch gleichzeitig auf der Inhaltsebene, verwendet eine Diktion, einen Jargon der Unumstößlichkeit, der nicht mit den eigenen Grundannahmen in Einklang steht. Diese müssten eigentlich zu anderen, offeneren und vor allem beobachtergebundenen Darstellungs- und Redeweisen inspirieren. Man könnte es auch so sagen: Wer über den Konstruktivismus schreibt, ist notwendig mit der Frage der Form konfrontiert, die ihrerseits das Problem der Form mit behandelt.

Unabhängig davon, ob die einzelnen Interviews, die in diesem Buch abgedruckt sind, als gelungen gelten können, glaube ich, dass Gespräch und Dialog besonders gut geeignet sind, um die Beobachtertheorie des Konstruktivismus vorzustellen. Man kann sich widersprechen und streiten, man kann eine Einsicht, die sonst, wenn ein einzelner Autor sie vertreten würde, im Anschein des Allgemein-

gültigen stehen bliebe, von verschiedenen Seiten aus umspielen, ohne auf eine endgültige Harmonie und eine die Widersprüche verbergende Synthese zu zielen. Der Prozess der Entstehung und Verfertigung von Gedanken wird selbst zum eigentlichen Fixpunkt dessen, was erreicht werden soll. Die Resultate, die in einem wirklichen Gespräch auftauchen, sind der Anlass zum beständigen Weiter- und Andersdenken. Die Übertreibungen und Fixierungen, die Einseitigkeiten und Provokationen erscheinen als Momente des Übergangs und als Elemente einer nicht zu einem neuen Absoluten kommenden Bewegung. Sie sind Mittel und Instrument, nicht Ergebnis und Gewissheit. Der Gestus der allumfassenden, der ungebrochenen Darstellung, den letztgültige Wahrheiten und monolithische Gedankengebäude stets benötigen, wird so gestört. Die Form ist die Botschaft: Ein Gespräch ist, wenn es denn gelingt, immer auch Ausdruck der konstruktivistischen Grundthese, dass es *die Wirklichkeit* nicht gibt, sondern nur ein Multiversum unterschiedlicher Deutungen. Und man bemerkt dann, wenn man Wirklichkeit als etwas unvermeidlich Individuelles und notwendig Vielfältiges begreift, sehr schnell, dass auch diejenigen, die dies sagen, sich nicht gerne in einer Partei für bekennende Konstruktivisten versammelt sehen: Auch die Bezeichnung *Konstruktivismus*, die im Untertitel dieses Buches auftaucht, suggeriert, so haben verschiedene der Interviewten betont, bereits einen Gleichklang des Denkens, der gerade nicht existiert. Es besteht zumindest die Gefahr, dass die Besonderheiten des individuellen Forschens und Fragens hinter einem zum Schlagwort tendierenden Etikett verschwinden.

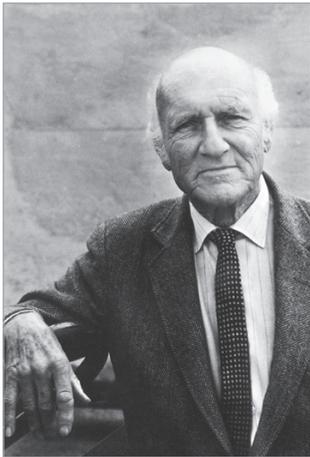
Vielleicht ist gerade das der Grund, warum Humberto R. Maturana den Begriff im Gespräch nicht ein einziges Mal verwendet, warum Heinz von Foerster sich lieber einen *Neugierologen* nennen lassen möchte und warum Helm Stierlin das Zeitalter der konstruktivistischen Lehrbücher mit Skepsis betrachtet. Immerhin ginge damit, so sagt er, eine Phase schöpferischer Anarchie und der wilden, noch ungesicherten Gedankenproduktion zu Ende. Es droht das epistemologische Biedermeier. Das konstruktivistische Gedankenspiel wird dann zur Norm, zum Glaubensbekenntnis – und zu einer neuen Wahrheit. Um eine Verfestigung und Dogmatisierung des Denkens zu vermeiden, müsste daher eigentlich jeder so genannte Konstruktivist stets darauf verweisen, dass es auch für die eigenen Thesen keinen letzten Beweis und keine beobachterunabhängige Be-

gründung geben kann; auch die Biologie und die Hirnforschung sind keineswegs jene Paradedisziplinen, die die konstruktivistischen Annahmen wahr machen; sie plausibilisieren sie, sie illustrieren sie, sie haben den Status von *Hinweisen*, nicht von *Beweisen* in einem wahrheitsempathischen Sinn. Auch der Konstruktivismus ist nur eine Konstruktion (unter vielen möglichen); er ist nicht auf seine Wahrheit zu prüfen, sondern auf seine Nützlichkeit, seine Viabilität. Es geht darum, so Ernst von Glasersfeld im Gespräch, wirkungsvolle Vorgehensweisen und Annahmen zu entwickeln, die den jeweiligen Zwecken eines Beobachters gerecht werden. Man muss sehen, ob man weiterkommt, ob sich die eigenen Thesen und Theorien als produktiv erweisen oder ob sich die große Unbekannte, die man etwas pauschal als *die Wirklichkeit* bezeichnet, unseren Deutungen widersetzt. Ein erneuter Anlauf zur Endgültigkeit, der in einem modernen Skeptizismus ein letztes Heil sucht, ist nicht geplant. Im Gegenteil. „Eine Skepsis, die konsistent ist, muss freischwebend sein, unbegründet begründet oder begründet unbegründet, andernfalls verliert sie ihren Charme und wird dogmatisch“ (Fischer 1993, S. 96).

Bernhard Pörksen
Hamburg, im Februar 2001

„In jedem Augenblick kann ich entscheiden, wer ich bin“

Heinz von Foerster über den Beobachter, das dialogische Leben und eine konstruktivistische Philosophie des Unterscheidens



© Thomas Reinagl, Wien

Heinz von Foerster (1911–2002) gilt als der „Sokrates des kybernetischen Denkens“. Nach dem Studium der Physik in Wien war er zunächst in verschiedenen Forschungslaboratorien in Deutschland und Österreich tätig, arbeitete nach Kriegsende kurzzeitig als Journalist und Berater einer Telefonfirma und schrieb sein erstes Buch, *Das Gedächtnis. Eine quantenmechanische Untersuchung*. Er entwarf hier eine Theorie des Gedächtnisses, die die amerikanischen Kybernetiker der ersten Stunde auf ihn aufmerksam

werden ließ. Man lud ihn ein; Heinz von Foerster emigrierte im Jahre 1949 in die USA und wurde dort in einen Kreis von Wissenschaftlern aufgenommen, der sich in den 50er-Jahren auf Einladung der *Macy Foundation* traf. Man machte ihn zum Herausgeber der alljährlichen Konferenzberichte. Der Mathematiker Norbert Wiener, dessen Buch *Kybernetik* gerade erschienen war, der Erfinder des Computers, John von Neumann, die Anthropologen Gregory Bateson und Margaret Mead, der Neuropsychiater Warren McCulloch – sie alle und noch ein gutes Dutzend anderer Forscher ähnlichen Kalibers bildeten eine Gruppe intellektueller Enthusiasten, die sich zu

den so genannten Macy-Konferenzen zusammenfanden. Hier gewann das kybernetische Denken Kontur.

Im Jahre 1957 gründete Heinz von Foerster – inzwischen und bis zu seiner Emeritierung 1976 Professor an der *Universität von Illinois* – das *Biological Computer Laboratory* (BCL): An diesem Institut führte er Avantgardisten und Querdenker aus aller Welt zusammen. Philosophen und Elektrotechniker, Biologen (wie Humberto R. Maturana und Francisco J. Varela), Anthropologen und Mathematiker, Künstler und Logiker diskutierten in der inspirierenden Atmosphäre des BCL erkenntnistheoretische Fragen aus einer natur- und geisteswissenschaftlichen Perspektive. Sie befassten sich mit den Gesetzen des Rechnens in Menschen und Maschinen und analysierten die logischen und methodischen Probleme, die das Erkennen des Erkennens und die Beobachtung des Beobachters notwendig mit sich bringt. Es ist das Verdienst Heinz von Foersters, immer wieder auf die unvermeidlichen Voreingenommenheiten und die blinden Flecken dieses Beobachters aufmerksam gemacht zu haben, der sich dem vermeintlich von ihm unabhängigen Objekt der Beschreibung nähert. Stets gilt es, so lautete seine ethische Forderung, die eigenen blinden Flecken zu bedenken, die scheinbar endgültigen Aussagen in einem ernstem Sinn als eigenes Produkt zu begreifen und Gewissheiten in jeder Form und Gestalt – immer auf der Suche nach anderen, nach neuen Denkmöglichkeiten – in Zweifel zu ziehen.

DER MYTHOS DER OBJEKTIVITÄT

PÖRKSEN Jede Theorie, jede Haltung oder Weltanschauung ruht auf ihren eigenen Aphorismen und Schlüsselsätzen, die, wenn man sie zu Ende und in die Tiefe denkt, das Wesentliche beinhalten. Von Psychoanalytikern hört man die auf Freud zurückgehende These, der Mensch sei „nicht Herr im eigenen Haus“ und das Unbewusste die prägende Kraft. Die marxistische Zentralformel lautet: „Das Sein bestimmt das Bewusstsein.“ Bei dem Behavioristen Skinner entdeckt man die deterministische These: „Die Variablen, deren Funktion menschliches Verhalten ist, liegen in der Umwelt.“ Ein Schlüsselaphorismus des Konstruktivismus und Ihrer Welt von Ideen findet sich, so scheint mir, in einem Buch Ihres Freundes, des Biologen